Der große König

Ausgabe A

DIE JUNGENSCHAFT Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk • Berlin • 8. März 1939 • Folge 11

DER GROSSE KÖNIG

Ausgabe A

DIE JUNGENSCHAFT

Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk • Berlin • 8. März 1939 • Folge 11

I. Teil: Der Heimabend

Unser Leben ist ein kurzer Übergang von unserer Geburt zum Tode. In dieser kurzen Frist ist es dem Menschen bestimmt, für das Wohl der Gesellschaft zu wirken, deren Mitglied er ist. Seit ich zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen ward, habe ich mich mit allen Kräften, die mir die Natur verliehen hat, und nach meiner schwachen Einsicht bestrebt, den Staat, den ich zu regieren die Ehre hatte, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Recht und Gesetz zur Herrschaft verholfen, Ordnung und Klarheit in die Finanzen gebracht und im Heere die Manneszucht erhalten, durch die es allen anderen Truppen Europas überlegen wurde. Bis zum letzten Atemzuge werden meine Wünsche dem Glück dieses Staates gelten. Möge er stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Stärke regiert werden. Möge er durch die Milde der Gesetze der glücklichste, und durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der bestverteidigte sein. Möge er blühen bis ans Ende der Zeiten.

Aus dem Testament Friedrichs des Großen.

Kameraden!

Eine harte und bittere Jugendzeit mußte der junge Kronprinz Friedrich II., der spätere Große König, durchmachen. Sein strenger Vater erstickte in ihm jede Regung jungenhaften Übermutes und froher Lebensfreude. Mit Furcht und Zittern lebte der junge Friedrich mit seinen Geschwistern unter dem Zwang ihres Vaters. Da beschloß der Kronprinz, durch eine Flucht der unerträglichen Bedrückung seines königlichen Vaters zu entgehen. Er wurde aber gefangen und mit den Kameraden, die ihm geholfen hatten, in die Festung Küstrin gebracht. Vor den Augen Friedrichs wurde sein Freund Katte enthauptet. Von dieser Zeit an stand über seinem Leben das Gebot der Pflicht. Er härtete sich an ihr. Unermüdlich rang er sich durch alle Lockungen und Versuchungen des Lebens zum selbstlosen Dienst an den Aufgaben der Gemeinschaft. Als Friedrich II. im Jahre 1740 den preußischen Thron bestieg, übernahm er zwar einen Staat, den sein Vater im Innern gefestigt hatte, der aber vor den Augen der Welt nicht die geringste Geltung besaß. Man trieb mit „Preußen" seinen Spott. Da begann der König, mit unentwegter Kraft den Staat zu formen und zu bilden, und nach 46 Jahren seiner Herrschaft stand Preußen geachtet und gefürchtet unter den übrigen Nationen. Der König führte den Staat auf die Höhe der Macht. Zucht und Strenge, Opfer und Pflicht, Entbehrungen und Verzicht bahnten den Weg. In vielen Kriegen und Schlachten bestand der König als der oberste Heerführer mit seinen disziplinierten Truppen die Feuerproben und bewies ihre unverzagte Kampfeskraft. Trotz schwerer Niederlagen, Enttäuschungen und Verrat erreichte der Führerkönig sein hohes Ziel: Ein starkes, felshartes, geachtetes Preußen. Er gewann neue Provinzen. Ödland ließ er fruchtbar machen. Preußen wuchs! Mit nie ermüdender Fürsorge betreute der König seine Untertanen. Keine Not, keine Sorge entging ihm, allen war er Freund und Helfer. In seinem Schloß Sanssouci in Potsdam erholte er sich nach arbeitsreichen Stunden und pflegte alle schönen Künste.
Von seinem Volk heiß geliebt und von seiner Treue geadelt, starb der königliche Führer 1786 zu Potsdam. Sein Erbe hieß:
Preußen!

**Ich will lieber hundertmal sterben,
als eine Niedrigkeit in meinem Leben begehen.**

Friedrich der Große

Zwiſchen Vater und Sohn kam es immer wieder zu Mißverſtändniſſen. Der König beſtand auf ſeinen ſtrengen und erbarmungsloſen Erziehungsmaßnahmen, um den Sohn in die harte und nüchterne Bahn zu lenken, die ihn einmal befähigen würde, König von Preußen und ſein würdiger Nachfolger zu ſein.

Selbſt vor Prügel machte der König zum Abgewöhnen der Liebhabereien keinen Halt. Das wurde ſo unerträglich, daß der Kronprinz den Plan zur Flucht ergriff. Leutnant Katte bereitete die Flucht vor.

Als die Dämmerung des Abends auf die Fluren und Wälder ſank, hielten die königlichen Reiſewagen in dem kleinen Weiler.

Der König befahl, in dieſem Orte Nachtquartier zu nehmen. Friedrich verſchlang den Namen des Weilers mit ſeinen Augen. Der ſtille Ort war günſtig. Über den Rhein nach Speyer — an die franzöſiſche Grenze — es war alles in Ordnung.

Heute galt's! In der einfallenden Dämmerung ging Friedrich zu den Pferden und hatte mit dem Pagen Keith eine letzte Unterredung.

„Beim Morgengrauen!" flüſterte der Kronprinz faſt unhörbar.

Der Page nickte. Es war ihm ſchwer ums Herz.

Nach einem einfachen Abendimbiß verſammelte Friedrich Wilhelm ſein Gefolge um ſich.

Der König reichte ſeinem Sohne die Hand: „Gute Nacht, Fritz!"

Ihre Augen ruhten ineinander.

Das Antlitz des Kronprinzen war blaß.

„Gute Nacht, mein Vater!" ſtammelte er.

Dann kroch man aufs Lager.

Nach einer Ewigkeit des Wartens ſtahl ſich der erſte Schimmer des Morgens in die Scheune.

Leiſe, daß niemand ihn hörte, erhob ſich der Kronprinz von ſeinem Lager, kleidete ſich an, ſteckte ſein Geld und die Piſtole zu ſich und warf ſeinen neuen roten Überrock um. So behutſam es möglich war, trat er zum Tor der Scheune, ſchob den hölzernen Riegel zurück und trat ins Freie. Er fröſtelte und zog den Rock enger an ſich. Auf der Straße lag dichter, milchweißer Frühnebel, daß man keine zwanzig Schritte weit zu ſehen vermochte. Die jenſeits der Straße liegende Scheune, in der der König ſchlief, lag in einem Nebelſee.

Friedrich ging die Straße des Weilers hinab nach der Koppel.

Nun kam auch der Page Keith.

„Raſch! Raſch!" drängte Friedrich. Er ſah ſich um. In dieſem Augenblick huſchte durch das graue Gewoge des Nebels ein dunkler Schatten.

„Nach vorwärts, Keith!" drängte Friedrich zum andern Male.

Eine Minute ſpäter wurde General Rochow an der Schulter geſchüttelt und unſanft aus dem Schlafe geriſſen. Er rieb ſich die verſchlafenen Augen. Vor ihm ſtand der Kammerdiener Gummersbach.

„Herr Oberſtleutnant! Stehen Sie ſofort auf! Königliche Hoheit haben ihren Überrock angezogen und ſind hinausgegangen!“

Rochow fuhr empor. In kürzeſter Zeit trat er aus der Scheune und begab ſich nach dem Anger. Dort lehnte der Kronprinz gedankenvoll an einem der Reiſewagen.

„Guten Morgen, Königliche Hoheit!“ Der Kronprinz erſchrak.

Im nämlichen Augenblick kam der Page Keith mit den Pferden. Nun war es zu ſpät.

„Wohin mit den Pferden, Junker?“ Laut und ſcharf klang die Stimme des Offiziers durch den kalten Nebelmorgen.

Zitternd wandte ſich der Page um und führte die Pferde hinweg.

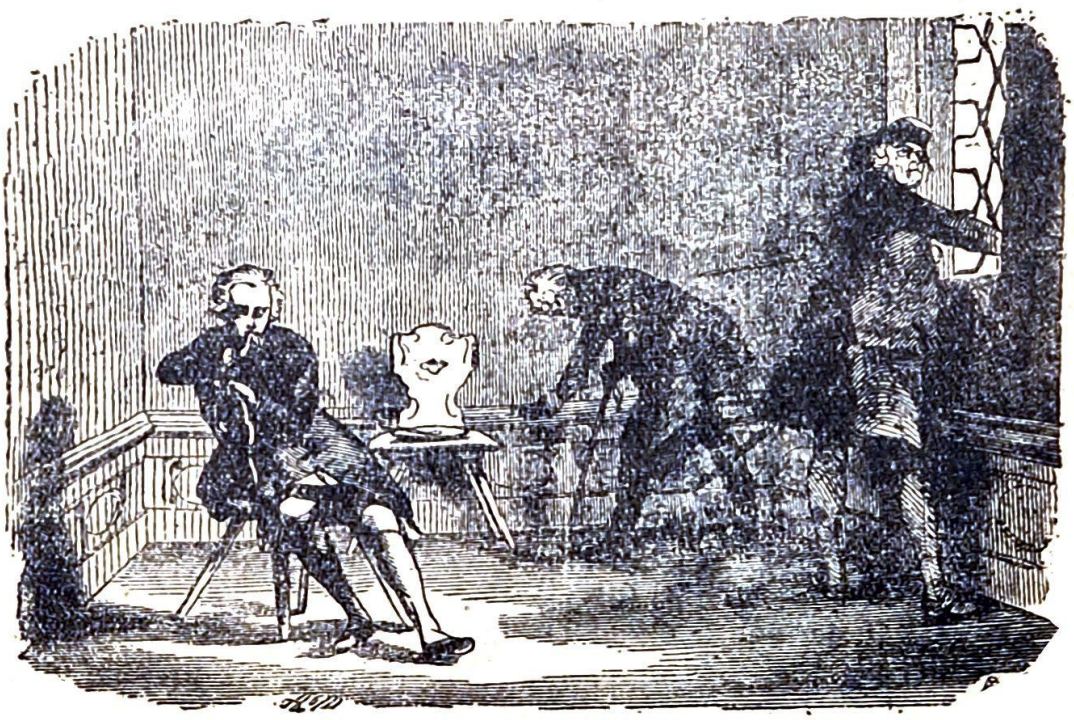
Rochow wandte ſich an den Kronprinzen: „Königliche Hoheit haben die Zeit verfehlt!“ Die Worte klangen bedeutungsſchwer.

Friedrich nickte wortlos und ging nach der Scheune zurück.

Eine Stunde ſpäter trat Oberſtleutnant Rochow in das Gemach des Prinzen. Mit langſamen Schritten und totenſtem Geſicht, dem man die Qual dieſer Stunde anſah, trat er dem Prinzen gegenüber.

Friedrich hatte ſich erhoben.

„Königliche Hoheit! Ich habe Ihnen im Auftrage Seiner Majeſtät mitzuteilen“ — der Oberſtleutnant ſprach langſam und mit ſtockender Stimme — „daß ich Sie bitte, ſich als meinen Gefangenen zu betrachten! Darf ich Sie um Ihren Degen bitten?“



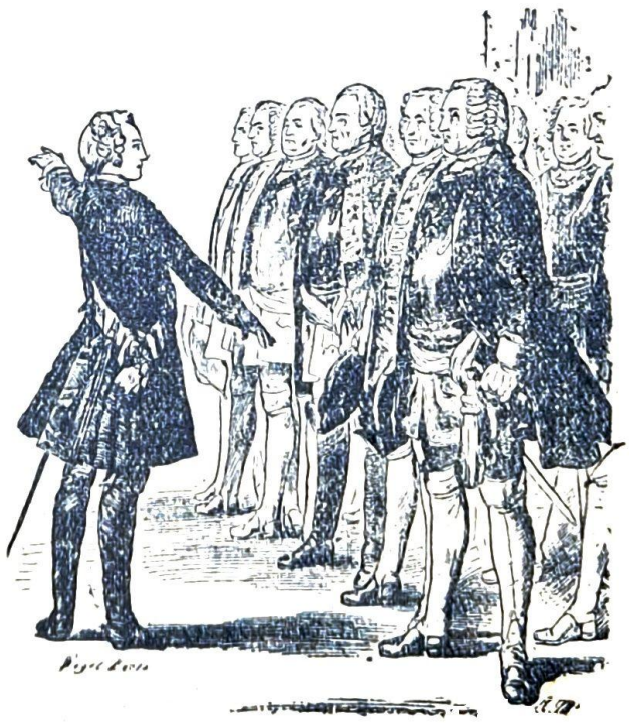
„Alle Menschen, auch die höchsten, sind dazu berufen, Gehorsam zu lernen."

Der König verurteilt den Leutnant Katte zum Tode.
Über den Prinzen Friedrich will der König dasselbe Urteil verhängen, aber da treten ihm seine eigenen Räte entgegen.
„Lassen Eure Majestät Ihr Vaterherz sprechen! Ganz Europa erwartet die Entscheidung über den Prinzen von Ihrer Güte und beschwört Sie um Gnade!"
So läßt Friedrich Wilhelm ihn nach Küstrin bringen, „die erzieherische Methode, nicht die köpfende" soll versucht werden. In der Gefangenschaft, immer die mahnenden Augen Leutnant Kattes, der seinetwegen den Tod erleiden mußte, vor seiner Seele, wurde der junge Kronprinz hart und seine innere Kraft wuchs. Er erkannte die Pflichten, die die Staatsführung verlangte und söhnte sich mit seinem Vater aus. Bis zum Tode Friedrich Wilhelms verlebte der Kronprinz noch frohe Tage in Rheinsberg.

Der junge König

Friedrichs Ansprache an die Generale nach dem Tode seines Vaters:

„Ich weiß, welchen schweren Verlust Sie erlitten haben; Sie kennen den meinigen. Sie haben einen König und Herren verloren, den Sie zweifellos ebenso geliebt haben, wie er Sie geliebt hat; ich verliere in ihm noch einen Vater. Wir müssen versuchen, uns über diesen gemeinsamen unersetzlichen Verlust zu trösten, ich in der Hoffnung, daß Sie mir beistehen werden, die schöne Armee zu erhalten, die Sie meinem Vater haben bilden helfen. Tragen Sie daher unablässig Sorge um die Schönheit und Tüchtigkeit meiner Truppen. Doch behalten Sie hierbei stets zwei Dinge im Auge: das eine, daß ich sie noch lieber gut als schön sehen möchte, und das zweite, sie sollen mein Land beschützen, nicht verderben. Denn, meine Herren — und das lassen Sie sich ein- für allemal gesagt sein —, gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht, Übermut und andere eines Führers unwürdige Eigenschaften vor. Sorgen Sie dafür, daß ich es vergessen darf. Seien Sie dessen stets eingedenk: es ist die Pflicht eines guten Soldaten, ebenso menschlich und vernünftig zu sein als unerschrocken und brav. Ich ermahne Sie als Ihr König, danach zu handeln, ich rate es Ihnen als aufrichtiger Freund, ich bitte Sie darum als treuer Kamerad."



Der König beugt ſich vor und ſagt leiſer, daß es niemand ſonſt hören ſoll:

„Bleibe ich, ſo bedeckt Er den Körper gleich mit ſeinem Mantel und läßt einen Wagen holen, Er legt den Körper in einen Wagen und ſagt niemand ein Wort. Die Schlacht muß weitergehen ..., der Feind muß geſchlagen werden ..."

Sie reiten ſchweigend weiter. Durch die neblige Nacht folgt unſichtbar die ganze Armee.

Es fängt an zu dämmern.

Die preußiſche Armee hat, in vier Kolonnen vorſtoßend, das Dorf Borne erreicht und biegt, ſich zu zwei ſtarken Heeresſäulen formierend, nach Süden ab.

Die Sicht zum Feind iſt durch eine lang hinziehende Hügelkette verdeckt. Die Regimenter marſchieren, als ginge es zur Parade. Nur ſeitdem ſie die erſten Toten ſahen, ſind die Geſichter noch ernſter und ſtiller geworden als vorher.

Der König iſt auf dem Scheuberg zurückgeblieben und beobachtet weiter den Feind. Dann reitet er auf dem Hügelrücken langſam den Truppen nach, ſo daß er auf der einen Seite den Marſch ſeiner Armee und auf der andern die Bewegungen des Feindes verfolgen kann.

Der Feind iſt unruhig geworden, ſeitdem die verſprengten Reiter von dem Vorpoſten flüchtend zurückkamen und preußiſche Schwadronen vor der Front auftauchten.

Werden die Preußen gegen die Übermacht eine Schlacht wagen?

Der Kommandeur der nördlichſten Flanke fürchtet einen Angriff auf ſeine Truppen und ſchickt Ordonnanzen mit flehentlichen Bitten, bis von der ſüdlichen Flanke einige Kavallerieregimenter zu ihm ſtoßen, um ſeine Front zu verſtärken.

Aber an der nördlichen Front bleibt alles ſtill.

— — — — — — — — — —

Um ein Uhr ſtießen die Regimenter gegen die öſterreichiſche Stellung vor.

Nach drei Stunden war der Feind geſchlagen.

Zwölftauſend Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld.

An den eroberten Batterien lehnen ſchweigend preußiſche Poſten.

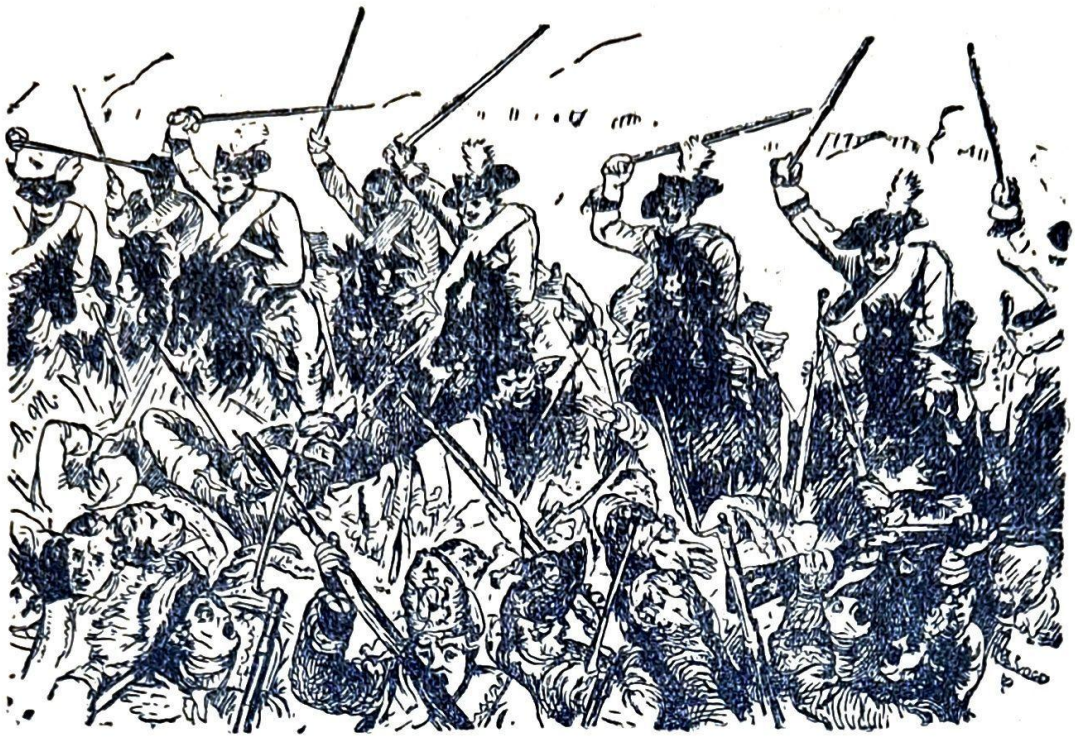
Das öſterreichiſche Heer ſtrömt in regelloſer Flucht auf Breslau zu.

Die Ordnung iſt völlig zerriſſen. Offiziere jagen vorüber und wiſſen nicht, wo ihre Truppen ſind.

Brennend ſteht die Mühle von Leuthen wie eine rieſige Fackel in dem ſchneeſchweren Abend.

Noch liegen die Toten, wie ſie gefallen ſind, zwiſchen weggeworfenen Waffen, Pferdekadavern und verlaſſenen Wagen.

Verwundete ſchleppen ſich mühſelig an die Feuer.



Der Wille des Königs ertrotzt die Freiheit

Die Nachricht vom Leuthener Sieg fegte wie ein Sturmwind durch die Länder. Was niemand mehr hatte glauben wollen, ſangen dröhnend die Kirchenglocken in allen preußiſchen Provinzen: Preußen war aus dem Abgrund auferſtanden!

Und weit über alle Grenzen brauſte der rauſchende Sturm. Die Menge ſammelte ſich auf den Straßen und jubelte. Aus Ehrfurcht und Erlöſung wurde der Name laut: Friedrich der Große, der Große König.

Der Sieg trieb die Truppen weiter.

Den nächſten Morgen zogen ſie über das Feld der Breslauer Schlacht.

Die Gräber waren noch friſch und überall noch Spuren des Kampfes.

Überall auch Spuren der flüchtenden öſterreichiſchen Armee.

Im Hintergrund als blaue Schatten ſtehen die Türme von Breslau im Morgennebel.

Den 6. Dezember begann die Belagerung von Breslau.

Preußiſche Kavallerie folgte dem geſchlagenen Feind bis an die böhmiſche Grenze. Alle Tage trafen neue Transporte Gefangener ein. Die Siegesbeute wuchs und wuchs.

Den 20. Dezember ergab ſich Breslau.

Den 26. fiel Liegnitz.

Der Winter brach ungeſtüm herein.

Die Verfolgung des fliehenden feindlichen Heeres wurde immer ſchwerer.

Der Winter wurde Bundesgenoſſe der Preußen.

Die Gebirgspäſſe vereiſten. Die Öſterreicher hatten große Verluſte, Pferde fielen und ſtanden nicht mehr auf, Bagagewagen und Geſchütze rutſchten von den glatten Wegen und blieben zerſchmettert in den Abgründen liegen. Soldaten erfroren.

Von den achtzigtauſend Mann, die in der Schlacht von Leuthen geſtanden hatten, kamen nur noch fünfunddreißigtauſend über die mähriſche Grenze zurück, und von denen war über die Hälfte krank.

Schleſien war mit einem Schlag vom Feinde frei.

Nur Schweidnitz blieb in öſterreichiſcher Hand und wurde belagert.

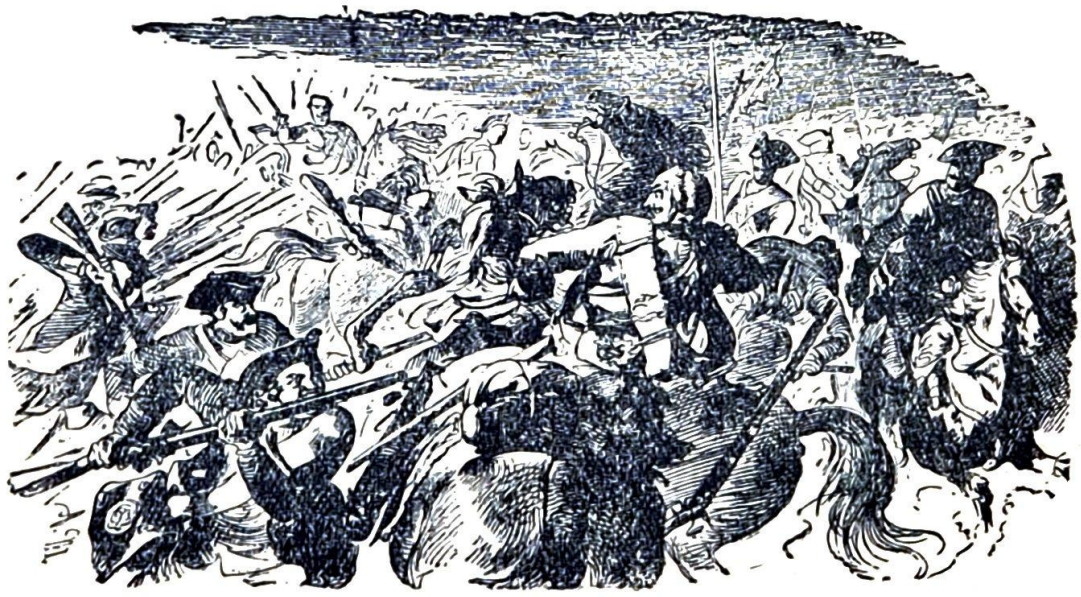
Der Winter bannte die Heere.

Krankheit zog in die Winterquartiere, ſo daß viele Soldaten ſtarben.

Als der Frühling kam, lebte der Krieg wieder auf.

Den 18. April fiel Schweidnitz.

Neue Siege bekränzten die preußiſchen Fahnen, und neue Niederlagen brachen herein. Fünf Jahre noch brannte der Krieg, bis die Feinde ermattet abließen und der Wille des Königs ſich Freiheit ertrotzt hatte.



Kunersdorf

Der Tag zu Ende. Die Schlacht vorbei.
Die ſtolze preußiſche Reiterei
in alle Winde getrieben.
Das Fußvolk floh in verzweifelter Haſt,
und zwanzigtauſend Preußen faſt
ſind auf der Wahlſtatt geblieben.

Das iſt das Ende! — Der Staatsſchatz leer,
der König hat keine Soldaten mehr,
Dresden iſt nicht zu halten.
Nun können die Ruſſen nach Berlin
morgen ſchon in der Frühe zieh'n
und dort als Herren ſchalten.

Auch König Friedrich ſelber floh.
Bei einem Fährhaus irgendwo
ſtieg er ab vom Pferde.
Er hat ſich von dem Stab getrennt.
Ihm kocht das Blut und die Stirne brennt.
Er ſetzt ſich nieder zur Erde.

Er fühlt und weiß, er muß allein
ohne ſeine Berater ſein
nach dieſem blutigem Tage.
Er weiß, ein ewiges Geſchick
ſtellt in dieſem Augenblick
an ihn die Schickſalsfrage.

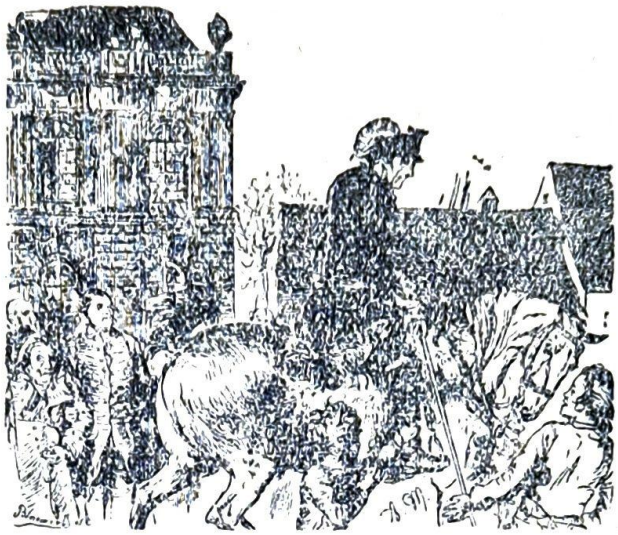
Jetzt braucht er die Generale nicht,
nicht Seydlitz' und nicht Zietens Gewicht,
und wie ſie alle heißen.
So treu ein jeder zu ihm ſteht,
er weiß, die Schickſalsfrage geht
an den König von Preußen.

Und ſie lautet: „Die Gegner behaupten das Feld
Du biſt vernichtet. Die ganze Welt
iſt gegen dich verſchworen.
Dein Schatz iſt leer. Deine Truppen ruh'n
in tauſend Gräbern. Was willſt du tun?
Preußen iſt verloren!"

Da reckt der König ſich rieſengroß.
Eine feindliche Kugel fällt aus dem Schoß
mit hartem Klang zur Erde:
„Noch leb' ich, und mit mir lebt Preußen noch!
Ich trotze dem Schickſal und zwinge es doch!"
Und entſchloſſen ſteigt er zu Pferde.

Bogislav von Selchow.

Der König in seinem Volk



Zu diesem König kann das Volk in allen Nöten gehen, und findet bei ihm Gerechtigkeit. Er geht mit geduldigem Verstehen auf alle Anliegen ein. Der König hat offenen Blick für sein Leben und seine Art, ein heimliches Vergnügen am Mutterwitz und auch an der Portion Bauernschlauheit, die gelegentlich mit zutage tritt.

Und das Volk liebt und verehrt ihn so tief, daß unzählige Geschichten, wahre und erfundene, über ihn erzählt werden.

Tief verwurzelt lebte er noch lange nach seinem Tode im Herzen des Volkes.

Ein Stück von Zieten

Der Alte Fritz hat einmal Zieten zu Tisch geladen und sich einen Spaß mit ihm machen wollen. Er befahl, daß für ihn kein Löffel zur Suppe hingelegt würde, und wollte sehen, wie er sich da helfen würde.

Als sie nun an der Tafel saßen und die Suppe aufgetragen wurde, sagte er zu Zieten:

„Nun lang' Er zu, aber ein Hundsfott, wer heute nicht alles aufißt!" — Zieten tat, als merkte er gar nicht, daß man ihn in Verlegenheit setzen wollte, sondern nahm ruhig eine Kante Brot, höhlte sie aus, schnitt sich einen Löffel daraus, und aß damit seine Suppe.

Wie er aber fertig war, sah er sich bei Tische um, und man merkte es seinem Gesicht an, daß jetzt was Komisches kam!

„So, mit der Suppe wären wir fertig", sagte er; „aber nun, meine Herren, ein Hundsfott, wer nicht seinen Löffel ißt!" und damit ißt er seinen auf.

General Seydlitz

Wie der Seydlitz, der berühmte General Preußens, noch Leutnant war, ritt er einmal im Gefolge des Alten Fritz mit andern Offizieren über eine Brücke.

Da hörte der König, wie Seydlitz sagte, das müßte ein schlechter Kavallerieoffizier sein, der sich gefangen gäbe, solange er noch ein Pferd unter sich hätte.

„So", sagte der König und drehte sich nach ihm um, „was will Er denn nun machen, wenn ich Ihm jetzt seinen Säbel abforderez" —

„Das, Eure Majeſtät", ſagte Seydlitz, ſetzte mit ſeinem Pferde über das Brückengeländer in den Fluß und ſchwamm ans andere Ufer.
Da hat ihn denn, wie er ans Land kam, der Alte Fritz belobt und ſofort zum Rittmeiſter gemacht.

Ochs und Krebs

Das Gut Reigersfeld, jetzt Hohenloheſcher Beſitz, war früher königliche Domäne. Friedrich der Große beſuchte nun einmal Coſel und fuhr weiter über Reigersfeld. Hier fielen ihm die mit Kartoffeln bepflanzten Felder auf, und er gab ſeiner Freude darüber Ausdruck. Er fragte den Pächter Ochs, der zu ſeinem Empfange erſchienen war, ob er auch im nächſten Jahre Kartoffeln in demſelben Umfange anbauen würde. Dieſer verneinte niedergeſchlagen. „Warum denn nicht?" fragte der König. Nach einigem Zögern erwiderte Ochs: „Weil im nächſten Jahre der Oberamtmann Krebs, der jenſeits der Oder wohnt, die Pachtung bekommen ſoll." Der Königs Stirn legte ſich in Falten. Er war auch an den Feldern des Krebs vorbeigefahren und hatte zu ſeinem Ärger nicht eine einzige Kartoffelſtaude zu ſehen bekommen. Da ließ er ſich Papier und Schreibſtift reichen und ſchrieb an die Kgl. Domänenkammer in Breslau: „Es bleibe der Ochs, der feſte ſteht, und nicht der Krebs, der rückwärts geht." Der Erfolg ließ nicht lange auf ſich warten. Der bisherige Pächter Ochs wurde behalten, und er trug nicht wenig dazu bei, daß der Kartoffelbau in der Gegend immer mehr Verbreitung fand.

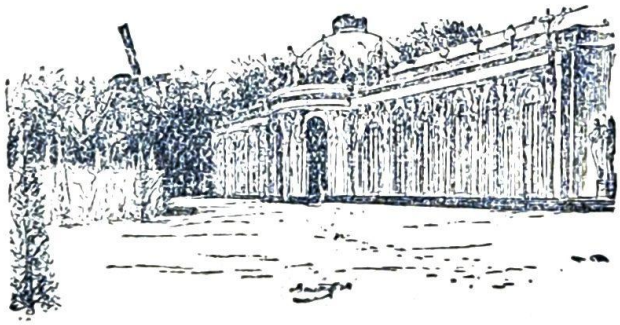
In der Nikolaikirche

Auf dem Platz vor dem Stadtſchloß in Potsdam hat der König ein prächtiges Marmorſtandbild errichten laſſen, dahinter die Nikolaikirche, gerade gegenüber dem Hauptportal des Schloſſes. Sie iſt mit einer prächtigen Faſſade aus Quaderſteinen geſchmückt, durch die freilich das Innere verdunkelt wird. Die Prediger ſtellten dem König vor, daß ihre Gemeinde infolgedeſſen die Geſangbücher nicht recht leſen könnte. Da der Bau aber ſchon zu weit vorgeſchritten war, ſchrieb der König an den Rand ihrer Denkſchrift die Worte des Evangeliums: „Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben."

Der König ist der erste Diener des Staates

Nach den vielen schweren Kriegen um den Besitz Schlesiens brach endlich die Friedenszeit an. Das Land war verwüstet, Städte und Dörfer verbrannt, die Äcker lagen brach, Handel und Verkehr stockten und das Volk litt schwer unter den Folgen des Krieges.
Mit der größten Zähigkeit ging er an den Wiederaufbau des Landes. Viehzucht, Flachsbau und -spinnen, Obstbau und Seidenzucht suchte er allenthalben zu fördern oder einzuführen. Urbarmachung der Sümpfe, Ausrottung der Wölfe, Ansiedlung vieler Tausende Kolonisten legten den Grund zu wachsendem ländlichen Wohlstand.
Um alles kümmerte sich der König selbst. Nichts entging seinen scharfen Augen. Wie er im Felde von seinen Soldaten und Offizieren höchste Pflichterfüllung gefordert hatte, so verlangte er jetzt dasselbe von seinen Beamten, Bürgern und Bauern.
Der König wollte die schweren Folgen der langjährigen Kriege überwinden und Preußen zu einem gesunden, reichen und großen Staat machen.

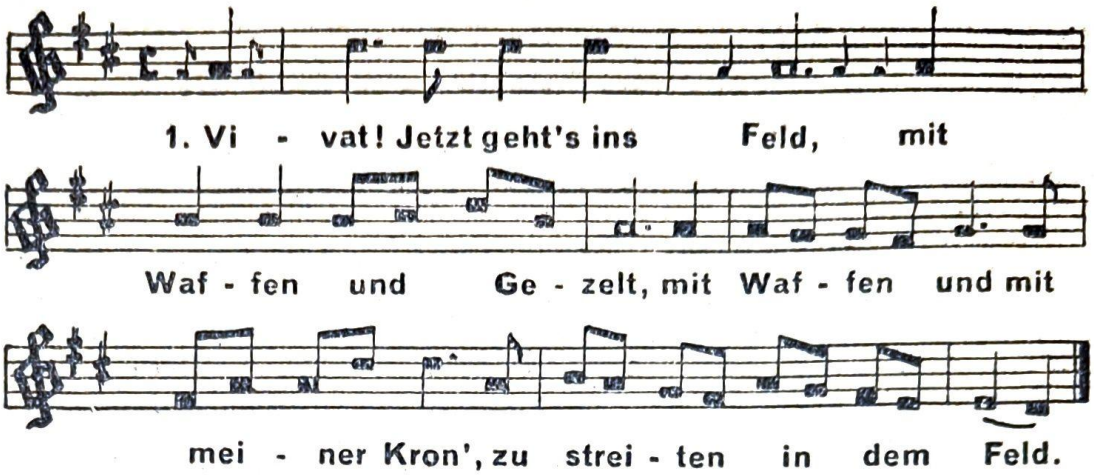
Nicht Kolin und nicht Roßbach und Leuthen haben das Ringen endgültig entschieden, aber aus dem Unglück von Kolin wurde eine Gesinnung geboren und im Feuer der Niederlage erhärtet, daß sie Kraft wurde. Roßbach und Leuthen haben sie vorwärtsgestoßen über Abgründe hinweg, über Generationen und Zeiten, daß sie Rückgrat preußischen Denkens wurde.
Denn Preußen heißt über alle Not hinauswachsen, um die angeborene Bestimmung zu erfüllen, allen Widerstand niederzuringen, der gegen Staat und Nation aufgestanden ist, und freudig Verantwortung zu tragen, allen Glauben und alle Hoffnung zusammenzureißen, um aus ihnen Kraft zu gewinnen, Neues zu gestalten. Denn Preußen heißt Wille und Pflicht!
Preußen!



Wenn alles wankt, muß man sich auf sich selbst besinnen und auf das, was die Ehre befiehlt.

Friedrich der Große

Vivat! Jetzt gehts ins Feld



2. Und Friedrich der Große, er zeigt's den Feinden an, und ziehet dann ins Sachsenland, zwei Schwerter in der Hand.

3. Genral Daun, der steht vor Prag, und der ist wohl postiert; und Friedrich rückt in Böhmen ein und wird schon attackiert.

4. In drei Kolonnen frisch aufmarschiert, der König geht voran, er gibt uns gleich das Feldgeschrei und kommandiert: Heran!

5. Schlagt an, schlagt an, schlagt an! schlagt an in schneller Reih', und weichet nicht von dieser Stell', bis sich der Feind zerteilt!

6. Groß' Wunder ist zu sagen, was Friedrich hat getan: er hat den Feind geschlagen mit hunderttausend Mann.

Quellenangabe:

Bei der Zuſammenſtellung des Heftes wurden verwandt:

Wilhelm Pültz: Der junge und der alte König.

Franz Kugler: Geſchichte Friedrichs des Großen, mit den Zeichnungen von Adolf Menzel.

Harald von Koenigswald: Schickſalswende (Korn-Verlag, Breslau).

Beilage: Photo Scherl.

II. Teil: Die Führerschulung

Ihr habt die Pflicht, gesund zu sein!

Wir alle haben die Botschaft des Reichsjugendführers vom 1. Januar, mit der er das Jahr 1939 zum Jahr der Gesundheitspflicht erklärte, gehört. Wir folgen der Parole „Ihr habt die Pflicht, gesund zu sein" und wollen sehen, daß unser Kampf gegen Alkohol und Nikotin, daß unsere sportliche Ertüchtigung und unsere Körperpflege immer nur den Zweck hat, uns gesund zu erhalten. Gesund zu sein ist ja unsere Pflicht, denn die Nation hat ein Recht auf uns. Das Volk braucht gesunde Menschen, die fähig sind, die höchsten Leistungen zu vollbringen. Die höchsten Leistungen aber vollbringt immer nur der gesunde Mensch. Wie überall in der Natur, so ist es auch beim Menschen immer nur das Gesunde und Starke, das sich im Daseinskampf erhält. Von diesem Kampf ums Dasein und die dadurch bewirkte Auslese in der Natur wollen wir nun hören, damit wir den tiefen Sinn der Botschaft des Reichsjugendführers erkennen und ihr frei und freudig folgen.

Kampf und Auslese in der Natur

Alles Leben ist Kampf. Es hat in der Geschichte der Menschheit mehr als einmal Zeiten gegeben, in denen man versuchte, dieses erste Grundgesetz der Natur abzuleugnen und zu verneinen. Und doch — wohin man blickt, und man braucht sich nicht nur im menschlichen Leben umzusehen — herrscht der Kampf ums Dasein. Vom größten Geschehen in der Natur bis zum kleinsten, dieser Kampf steht am Anfang und am Ende.

Der Mensch erzählt schon in seinen frühesten Sagen von diesem gewaltigen, ewig neuen Ringen. Ist es denn etwas anderes als der Kampf ums Leben, wenn die alten Kulturvölker vom Kampf des Lichtgottes gegen die Finsternis berichten? In der Überlieferung unserer eigenen Vorfahren war das Bild von diesem dauernden Streit der Naturkräfte lebendig. Wölfe verfolgten den Sonnenwagen und drohen ihn zu verschlingen, Gott Thor kämpft mit seinem Streithammer gegen Eis- und Sturmriesen. Die Sonne wird dabei in all diesen Sagen zum Symbol des Sieges, zum Symbol des Lebens. Doch auch sie muß sich immer wieder ihren Platz erringen, und nicht umsonst ist deshalb das Fest der Sonnenwende zu seiner überragenden Bedeutung gelangt.

Die Gesetze der Natur lassen sich nicht beugen oder brechen, der Mensch ist ihnen, wie alles Leben auf der Erde, untertan. Zum Herrn der Erde

konnte und kann er ſich nur dann aufſchwingen, wenn er ſorgſam die Geſetze des Lebens beachtet.

Nicht nur der ewig gleiche Gang der Jahreszeiten iſt ein gewaltiges Sinnbild für dieſen Kampf geworden, überall auf der Erde herrſcht dieſes Ringen.

Gehen wir doch einmal durch einen Wald, am beſten durch einen, in dem die Menſchenhand noch nicht ordnend und planend geſchaffen hat, vielleicht werden uns dann die Geſetze vom Kampf ums Daſein am klarſten zum Bewußtſein kommen. Mächtige Stämme recken ſich zum Himmel auf. Iſt es nicht ſo, als ob jeder von ihnen noch höher, noch ſtolzer ſein wollte? Und doch — auch dieſes „Zum-Himmel-Streben" iſt bedingt durch den Kampf um das Daſein. Licht iſt Leben, das Wort vom „Platz an der Sonne" trifft hier in ſeiner erſten und urſprünglichſten Bedeutung zu. Was ſich das Licht erkämpft, erkämpft ſich das Leben, was im Schatten bleibt, verkümmert und ſtirbt. Doch nicht nur die größeren Pflanzen des Waldes ſtehen in dieſem Ringen, Mooſe und Farne kämpfen genau ſo um ihren Platz, um ihr Leben. Auf ſandigem Boden, der anderen Bäumen ſchon keine Lebensmöglichkeit mehr bietet, hält ſich noch die Kiefer, am Moorrand ſteht die Birke. Hoch oben in den Bergen, nahe der Baumgrenze, bietet die verkrüppelte Latſche den Stürmen Trotz.

Der Kampf ums Leben iſt ungeheuer in ſeiner Vielfältigkeit. Nicht nur in der Welt der Pflanzen iſt es ſo. Noch mehr können wir dieſes Ringen in der Tierwelt beobachten. Hier ſind es ſchon die beiden Urtriebe, der Hunger und die Sorge um den Nachwuchs, die dieſen Kampf bedingen. Auch hier bietet uns der Wald eine Fülle von Beiſpielen. Vögel vertilgen die Raupen, die Inſekten und füttern ihre Brut. Raubvögel ſtoßen auf die Sänger des Waldes herab, Füchſe und Marder beſchleichen ihre Neſter. Überall herrſcht der Kampf. Kann man die Natur deswegen grauſam nennen? In jedem Tier lebt der Trieb nach der Nahrung, die Sorge für die eigenen Jungen. Die Natur hat auch überall für einen gerechten Ausgleich geſorgt. Gab ſie den Raubvögeln das ſcharfe Auge, die meſſergleichen Fänge, dann gab ſie den verfolgten Tieren Schnelligkeit, Liſt und Schutzfarben. Nicht immer ſind die Waffen eines Tieres ein ſtarkes Gebiß oder wehrhafte Klauen, genau ſo kann ein Haar- oder Federkleid, das ſich an die Umgebung anpaßt, als Hilfsmittel im Lebenskampf dienen. Wie viele Vögel tragen, ſolange ſie im Neſt noch von den Alten gefüttert und geſchützt werden, ein Federkleid, das ſich faſt nicht von der Farbe der Zweige und des Mooſes im Neſt abhebt. Sie wechſeln ihr Federkleid erſt dann, wenn ſie ſtark genug ſind, um ſelbſt den Kampf ums Leben aufzunehmen. Die Tiere der Polargebiete tragen zumeiſt einen weißen Pelz oder weiße Federn, die es faſt unmöglich machen, ſie von dem Eis, auf dem ſie leben, zu unterſcheiden.

Selbſt die ſtärkſten und wehrhafteſten Tiere machen von dieſem Schutzkleid, das ihnen die Erlegung der Beute und damit den Kampf ums Daſein erleichtert, Gebrauch. Der Königstiger der indiſchen Dſchungeln, deſſen Streifen ſich an die Umgebung anpaſſen, trägt es genau ſo wie der gefleckte Leopard oder der Bär der Polarzonen.

Alles Leben in der Natur iſt Kampf. Und in dieſem Kampf — das iſt das zweite Grundgeſetz — wird immer das Starke ſiegen, ſei es nun, ob dieſes Starke in der wilden Kraft oder in der Fähigkeit, ſich den natürlichen Gegebenheiten anzupaſſen, liegt.

Die Natur zwingt durch den Daſeinskampf alle ihre Geſchöpfe zur dauernden Ausleſe. Wer in dieſem Kampf nicht fähig iſt, ſich zu behaupten, geht zugrunde. Nicht die ſtarken, geſunden Stämme fallen den Stürmen zum Opfer, ſondern die ſchwachen oder die, die morſch geworden ſind. Viele Tauſende von Samen verſtreut alljährlich der Baum, viele tauſend Möglichkeiten zu neuem Leben. Aber unter all den Schößlingen werden nur wieder die gedeihen und zum mächtigen Baume werden, die von innen heraus geſund und lebensfähig ſind. Der Daſeinskampf in der Natur iſt unerbittlich hart. Und doch iſt die Natur nicht grauſam. Sie gibt jedem ihrer Geſchöpfe die Möglichkeit zur Bewährung. Sie hat auch dafür Vorſorge getroffen, daß die einzelne Art erhalten bleibt. Gerade die Lebeweſen, die am meiſten von natürlichen Feinden bedroht ſind, vermehren ſich am ſtärkſten. Unzählige Eier legt das Inſektenweibchen im Laufe eines einzigen Jahres, die Zahl der im Laich vieler Fiſcharten enthaltenen Eier geht in die Millionen. Wenn nun auch ein gewaltiger Prozentſatz überhaupt nicht zur Entwicklung kommt, ſondern von Feinden vernichtet wird oder ſonſtwie zugrunde geht, ſo bleiben doch genug übrig, um die Erhaltung der Art zu ſichern.

Und hier erkennen wir zugleich den tiefen Sinn dieſes Lebenskampfes. Die Natur ſorgt dafür, daß das Gleichgewicht in ihrem Bereich gewahrt bleibt.

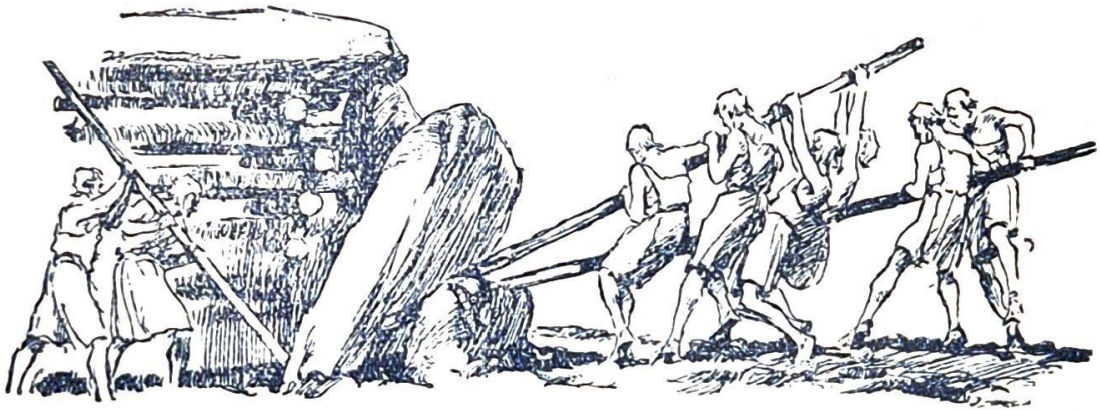
Mit ungeheurer Genauigkeit greifen die natürlichen Vorgänge ineinander. Dabei zeigt es ſich auch, daß der Kampf ums Daſein notwendig iſt. Zahlloſe Pflanzenſchädlinge leben im Wald. Jedes pflanzliche Leben wäre bei der ſtarken Vermehrung dieſer Inſekten bedroht, wenn nicht die Vögel und ſonſtige Inſektenfreſſer wieder für einen Ausgleich ſorgen würden und die Überzahl vernichteten. Wenn der Menſch verſucht, in dieſes Walten der Natur einzugreifen, wird ihm das immer zum Verderben.

Faſt immer hat ſich das Eingreifen des Menſchen in die Geſetze der Natur in irgendeiner Form gerächt. Im Alpengebiet z. B. wurde in den Jahrzehnten vor dem Krieg der Steinadler faſt völlig ausgerottet. Dieſe Tatſache hat ſich verhängnisvoll für die Wildbeſtände der Gebirgsgegenden ausgewirkt. Man hat feſtgeſtellt, daß beiſpielsweiſe die Gamsräude früher nie ſo ſtark in Erſcheinung trat, wie gerade nach der weitgehenden Ausrottung der Raubvögel. Was war der Grund? Früher waren vor allem die von der Krankheit befallenen Tiere zur Beute der Raubvögel geworden. Nachdem die Zahl der natürlichen „Krankheitspoliziſten" gewaltſam verringert wurde, blieben die kranken Tiere bei ihren Artgenoſſen. Die Folge aber war, daß die Krankheit weiter übertragen wurde und die Verluſte im Wildbeſtand viel größer wurden, als es früher der Fall geweſen war.

Eine weiſe Vorſehung hat es gefügt, daß der Daſeinskampf in der Natur beſteht. Wenn auch das einzelne Geſchöpf in dieſem Ringen zu ſchwach iſt und unterliegt — ſeine ſtarken Artgenoſſen werden den Kampf beſtehen und für die Erhaltung der Gattung ſorgen. So vollzieht ſich überall eine dauernde Auslеſe. Nur der Tüchtige hat auf der Erde ſeinen Platz, was ſchwach iſt — fällt, ſo wollen es die ewigen Geſetze.

Auch der Menſch iſt ein Geſchöpf der Erde. Für ihn gelten die gleichen Richtlinien, die überall draußen in der freien Natur alles Leben beſtimmen. Die Natur läßt ſich nicht beugen, auch nicht durch den Menſchen. Das muß uns aber die dauernde Notwendigkeit vor Augen führen, nach ihren Geſetzen zu leben. Auch im menſchlichen Leben, in dem des einzelnen wie in dem der Völker, kann nur der Tüchtige Erfolg haben. Tüchtig und lebensfähig wird aber immer nur der ſein, der geſund iſt und ſeine Art rein erhält.

Achtung! Hünengräber und Bodenfunde



Bau eines Riesensteingrabes. 3000 Jahre v. Zeitr.

Auf der Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte in Hannover hat am 25. September 1938 die Hitlerjugend den Ehrenschutz über die vorgeschichtlichen Bodendenkmäler Deutschlands übernommen.

Da die deutſche Vorgeſchichte eine Wiſſenſchaft iſt, die zur Grundlage unſerer Weltanſchauung mit beigetragen hat, ſo müſſen auch wir uns in ihren Dienſt ſtellen, konnte doch durch die völkiſche Vorgeſchichtsforſchung die Irrlehre von der Unkultur unſerer Vorfahren widerlegt und bewieſen werden, daß wir im Gegenteil auf unſere Vorfahren und auf ihre Leiſtungen auf allen Gebieten der Kultur ſtolz ſein können.

Viele Zeichen der Vorzeit reichen, uns allen ſichtbar, auf unſere Zeit herüber, noch vielmehr freilich wurden im letzten Jahrhundert und noch

in den letzten Jahren vor der Machtübernahme von einer Zeit, die die notwendige Ehrfurcht nicht beſaß, zerſtört. Da die allgemein herrſchende Meinung war, unſere Vorfahren ſeien kulturloſe Barbaren geweſen, ſchaffte man ohne alle Bedenken die Dinge, die an ſie erinnerten, aus dem Weg. Viele Großſteingräber wurden „verwendet". Die Steine lagen ja alle ſo praktiſch zuſammengetragen bei der Hand. Da ſie ſich gut verwenden ließen, ſo wurden ſie für Denkmäler, Straßenbauten und ähnliches benutzt. Selbſt das Bewußtſein, daß dies Gräber ſeien, war manchmal verlorengegangen. „Heidenopfertiſche" waren es, und da tat man wohl noch ein gutes Werk, wenn man dieſe Dinge, die an die „ſchrecklichen Germanen" erinnerten, möglichſt ſchnell entfernte. Vor den Leiſtungen der Römer jedoch erſtarb man in Ehrfurcht. Jeder römiſche Ziegelſtein wurde ſorgfältig geſammelt und aufbewahrt, während die germaniſchen Hünengräber als Steinbrüche ausgenutzt wurden.

Da nun aber vieles gefunden wurde, was ſich mit der gewünſchten Unkultur unſerer Vorfahren nicht in Übereinſtimmung bringen ließ, ſo wurden die Beweiſe der Kultur einfach den Römern zugeſchrieben. Die herrlichen germaniſchen Bronzewaffen wurden „römiſche Einfuhrwaren", die germaniſchen Bohlenwege wurden römiſch, die alten Ringburgen unſerer Heimat wurden „Römerſchanzen".

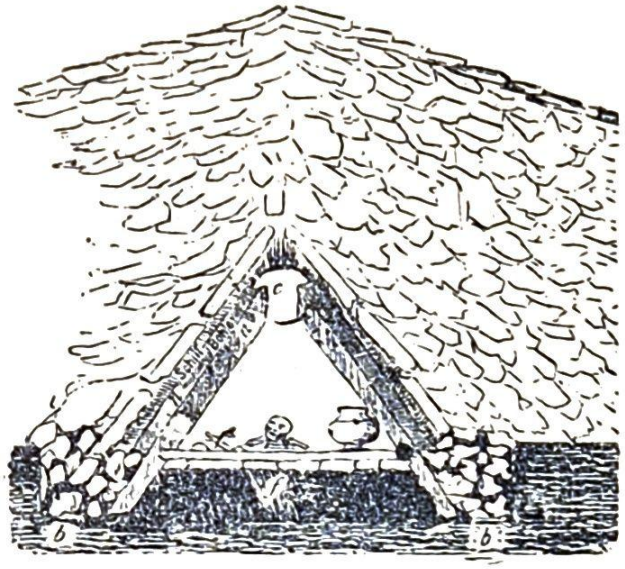
Für dieſe Verdrehungen der Tatſachen iſt in einem großen Maße die Kirche verantwortlich zu machen, die ein Intereſſe daran hatte, unſere Vorfahren auf möglichſt primitiver Kulturhöhe ſtehend zu zeigen, um ſich ſo beim Volk als die Kulturbringerin in ein helles Licht zu ſetzen. Nach ihrer Anſicht haben erſt die Mönche den halbwilden Germanen, die auf der Bärenhaut lagen und immer noch eins tranken, die Kultur gebracht.

Durch die Funde wird jedoch das Gegenteil bewieſen. Die Bodenfunde ſind nicht zu fälſchen und übertreffen daher in ihrem Urkundenwert ſchriftliche Dokumente oft weit. Daher ſind ſie auch ſo ungeheuer wichtig. Durch die Bodenfunde brachen die Behauptungen, die Germanen ſeien kulturloſe Barbaren geweſen, zuſammen.

Sehr viele unſerer Bodendenkmäler wurden zerſtört. Dafür zu ſorgen, daß nichts mehr, auch das Kleinſte nicht, verlorengeht, das iſt eine unſerer Aufgaben; darauf zu ſehen, daß den noch vorhandenen auch die Achtung bezeigt wird, die wir ihnen ſchuldig ſind. Wir haben dieſe Funde zu bewahren und der Nachwelt weiterzugeben.

Wenn ihr auf Fahrt mit offenen Augen durch das deutſche Land geht, dann werdet ihr ſie ſehen. Richtet auch darauf die Fahrten aus. Draußen in der Heide liegt ein Hünengrab. Seit 4000 Jahren ſteht es ſo von Sturm und Wetter umbraust und kündet von der Verehrung, die unſere Vorfahren ihren Toten entgegenbrachten. Durch viele Generationen wurden die Toten einer mächtigen Sippe hier beſtattet. Von weit her ſind die ſchweren Findlingsblöcke oft geholt, die einſt die Gletſcher von Skandinavien in die norddeutſche Tiefebene brachten. Mit den erſten „Maſchinen", Rollen und Hebeln wurden dieſe ſchweren Blöcke herbei-

geſchafft und zum Großſteingrab, zum Mahnmal des Toten, aufgetürmt. Außen umſchließt eine Einfriedung aus kleineren Steinen den Bezirk des Grabes.



Querſchnitt durch ein germaniſches Fürſtengrab

Solche Stätten ſollen uns Weiheſtätten ſein. Großſteingräber ſind nicht dazu da, um in oder auf ihnen abzukochen, um bei einem Lager in ihrer kühlen Grabkammer die Lebensmittelvorräte aufzubewahren oder überflüſſige Dinge, wie Papier und Konſervenbüchſen, in ihnen zu verſcharren. Die ſchönen glatten Steine ſind auch nicht dazu da, um ſich auf ihnen zu verewigen, zum Zeichen, daß man auch mal da geweſen iſt, oder irgendwelche Zeichnungen und Abzeichen, ganz gleich welcher Art, darauf anzubringen. Sollten andere Volksgenoſſen dieſe Ehrfurcht nicht beſitzen und ſolch ein Grab mit ſchmückendem Beiwerk, wie Zigarettenſchachteln, Silberpapier, Eierſchalen oder Inſchriften verſehen haben, ſo entfernt das! Unſere Haltung muß darin vorbildlich ſein, und wir müſſen dahin wirken, daß ſolche Stilloſigkeiten, die ja heute noch alltäglich ſind, in kurzer Zeit einfach nicht mehr vorkommen. Wir ſehen auf unſeren Fahrten auch manchmal mächtige Hügel, die gleichfalls Grabmäler ſind. Unter ihnen liegt der Tote beſtattet in einem eichenen Baumſarg in ſeiner Kleidung, das Schwert zur Seite. Oder in einer aus Steinplatten gefügten Grabkammer ſteht die Urne mit dem Leichenbrand und um ſie herum die Beigaben, Waffen und Gefäße. Auch das Auftürmen eines ſolchen Grabhügels war eine ſehr mühevolle Arbeit. Wochen-, ja monatelang mußte an einzelnen von ihnen gearbeitet werden, bis ſie zu dieſer ſtattlichen Höhe aufgeſchichtet waren. Oft ſtehen auch mehrere dieſer Hügel in Gruppen beiſammen. Die größten von ihnen werden im Volksmund oft Königsgräber genannt. Sagen ſpinnen ſich um ſie. Durch Jahrtauſende hat ſich die Kunde von dem mächtigen König oder Fürſten, der in ihm ruht, erhalten. Sehr oft hat eine ſolche Sage, wie etwa die, daß der König in einem dreifachen Sarg ruhe, durch den Spaten des Ausgräbers ihre Beſtätigung gefunden.

Wenn ihr in der Nähe ſolcher Grabhügel im Lager ſeid, forſcht nach, ob nicht auch um ſie eine Sage geht, und wenn ja, dann ſchreibt ſie auf. Auch dieſe Gräber ſind nicht dafür da, um auf ihnen abzukochen oder ſie als Abfallablage zu verwenden.

Auf einer Bergeshöhe oder auch in der Ebene ſind Wälle, alte Volksburgen, auch heute oft noch mit dem Namen „Burg" bezeichnet. Über-

Der durch den römischen Geschichtsschreiber Tacitus bezeugte Rechtsbruch der Germanen, ehrlose Verbrecher, die der Feigheit, der Fahnenflucht, der Selbstverstümmelung oder der widernatürlichen Unzucht überführt waren, im Moor zu versenken, ist durch Auffindung von bisher über fünfzig Moorleichen bestätigt worden.

legt euch mal, welche Gemeinschaftsarbeit darin steckt, diese mächtigen Erdwälle zu schaffen. Freilich war der Wall früher noch wesentlich höher, doch sein Holzgefüge ist zerfallen, und die Erdfüllung hat den tiefen Graben verschüttet. In diese Burgen zog sich in Kriegszeiten das Volk zurück, und aus ihnen brachen die Krieger zum Angriff vor. Solche Burgen und Wälle könnt ihr mit in ein Geländespiel einbauen. Doch grabt nicht mit dem Spaten in ihrem Inneren herum, denn früher standen da einmal Häuser, deren letzte Reste jetzt noch im Boden liegen. Die würde der Spaten nur zerstören. Daß keine Abfälle in ihnen liegengelassen werden sollen, ist hier, wie überhaupt in der Landschaft, selbstverständlich.

Alles das könnt ihr sehen und erleben, wenn ihr mit offenen Augen durch das Land geht. Dann wird der Boden lebendig und spricht eine eindringliche Sprache von Kampf, Sieg und Tod in grauer Vorzeit.

Und nun noch ein Wort vor allem an dich, Landjugend! Das waren Dinge, die offen zu sehen waren; es ist dies aber nur ein Bruchteil von dem, was wirklich vorhanden ist. Das meiste birgt die Erde. Wo früher vor ein paar tausend Jahren eine Siedlung lag, da hat vielleicht heute dein Vater seinen Acker. Ist dir noch nicht aufgefallen, daß in jedem Jahr, wenn dein Vater pflügt, mit der aufgeworfenen Erde Kohleteilchen, Scherben oder Feuersteine an die Oberfläche kommen? Hier kannst du der Vorgeschichtsforschung einen großen Dienst erweisen. Melde dem zuständigen Heimatmuseum deine Beobachtung und bitte um nähere Untersuchung. Dein Vater kann stolz darauf sein, einen Boden zu besitzen, auf dem seine Vorfahren schon vor ein paar tausend Jahren als freie Bauern saßen. Oder es lag einmal ein Grabhügel auf dem Acker. Der Hügel selbst wurde vielleicht einmal, weil er im Wege stand, eingeebnet. Doch unter der Erdoberfläche steckt noch die Urne im Boden, auf diese gerät dein Vater mit dem Pflug. Sage nicht, es sind ja nur noch Scherben; die Scherben lassen sich wieder zusammensetzen und zu einem vollständigen Gefäß ergänzen. Und wenn es auch nur Scherben wären, so sind sie dem Fachmann doch untrügliche Urkunden, die er lesen kann; sie sind wieder ein neuer Baustein in der Geschichte unserer Vor-

fahren. Deshalb behandele dieſe Dinge ſorgfältig und ſchicke ſie mit einer Schilderung der Fundumſtände und einem möglichſt genauen Lageplan an das zuſtändige Heimatmuſeum. Aber wenn dir etwas im Acker aufgefallen iſt, dann nimm nicht ſelbſt den Spaten und grabe nach, du würdeſt nur zerſtören; eine Grabung zu veranſtalten iſt Sache eines erfahrenen Ausgräbers.

Wir müſſen trachten, dahin zu kommen, daß nichts, auch nicht das geringſte mehr, von den noch erhaltenen Dokumenten der Frühzeit verlorengeht; denn nur ſo können wir hoffen, auch auf die letzten noch offenen Fragen eine umfaſſende Antwort zu bekommen. Und daß wir dieſes Ziel möglichſt bald erreichen, dafür müßt vor allem ihr euch einſetzen. Es iſt eine große und ſchöne Aufgabe, die ihr da übertragen bekommen habt.

Herausgegeben von der Reichsjugendführung der N.S.D.A.P. Amt für weltanschauliche Schulung.
Druck: Wilhelm Limpert, Berlin SW 68.